



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Pfalz, Franz: Dichterefreundinnen : 4. Madame Luzifer.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Hierin also sind wir mit Herrn Freyer vollständig einverstanden; ja wir können noch einen Schritt weiter gehen und mit ihm die Zulassung der Realschulabiturienten mindestens zum Studium der Medizin billigen. Ist dies erreicht — und es scheint, als ob wir nicht mehr lange darauf zu warten haben werden —, so wird sich ja zeigen, ob das Realgymnasium als Vorschule für die Universität sich bewährt und ob es noch weitergehende Berechtigungen fordern darf. An sich wäre nichts dagegen zu sagen; denn es führen viele Wege nach Rom, und es ist nicht einzusehen, warum die akademische Freiheit von vornherein durch ein Vorrecht bevorzugter Bildungsanstalten beschränkt werden soll. Mag dann, wer es zur Staatsprüfung braucht, sich das Griechische, wie er Lust hat, erwerben, etwa so wie es heute zum Teil die Theologen mit dem Hebräischen machen. Freilich weisen die Zeichen der Zeit auf einen andern Weg. Wenn nicht alles trügt, so wird der bisherige Gegensatz zwischen humanistischer und realistischer Bildung in der Einheitsschule seinen Ausgleich finden. Diese wird, von der Volksschule beginnend, dem Betribe der alten Sprachen engere Grenzen ziehen und dafür der Naturlehre und dem Anschauungsunterrichte, vielleicht auch dem Deutschen größern Raum gewähren, wobei in den obersten Klassen eine Spaltung in humanistische und realistische Abteilungen nicht ausgeschlossen ist. Das Ziel ist bereits gesteckt, und der Kampf hat begonnen. Der Widerstand wird freilich nicht gering sein. Denn groß ist die Zahl der Jünger, welche auf den Betrieb der klassischen Sprachen den sehr unklassischen Satz anwenden: *Sint ut sunt, aut non sint.*



Dichterfreundinnen.

Von Franz Pfalz.

4. Madame Luzifer.



Es kam bei den Seelenfreundschaften sehr viel auf die Grundstimmung der Seele an. War diese eine von dem Bewußtsein des Geistesadels und der verantwortlichen gesellschaftlichen Stellung getragener Ernst, so konnten sie das innere Wesen der Frau bis auf den tiefsten Grund erschüttern, aber die der Welt zugekehrte Oberfläche erschien nur vorübergehend bewegt. Anders, wenn ein scharfer kritischer Verstand die Herrschaft über das Gemüt an sich riß, alle Rücksichten der Sitte beseitigte und selbstbewußt den äußersten Konsequenzen des persön-

lichen Verlangens zustürmte. Dann führte der Weg auf die staubige Heerstraße der Öffentlichkeit und durch Wagnisse, Mißerfolge, Verdächtigungen hin zu einem ungewissen Ziele. Aber merkwürdig, auch dann noch übten die geistreichen Damen der klassischen Zeit ihren Zauber auf die größten Männer aus, rissen sie zu aufopfernder Liebe hin oder weckten in ihnen den bittersten Haß. Die interessanteste dieser dämonischen Naturen ist Karoline Böhmer, die gefürchtete „Madame Luzifer“ des Schillerschen Kreises, die Verehrerin Goethes, die Gattin Wilhelm August Schlegels und Schellings.

Wunderbar ist ihr Lebensgang. Es giebt unheimliche, dunkle Stellen darin — man glaubt, die frechste Buhlerin vor sich zu sehen —, aber vorher und nachher Höhepunkte, von denen sie imponirend, bald als politische, bald als literarische Parteigängerin, niederschaut. Ihr Anteil an der Entwicklung der romantischen Schule sichert ihr für immer einen Platz in der Literaturgeschichte. Immer aber, sie mag unterliegen oder triumphiren, interessiert sie als Frau, sie ist sympathisch, auch wenn sie Unrecht thut und Haß sät.

Karoline Böhmer stammte aus Göttingen. Sie war die Tochter des Professors Michaelis und war am 2. September 1763 geboren. Ihr Vater, der berühmte Orientalist, stand zu den bedeutendsten Männern seiner Zeit, zu Gelehrten, Dichtern, Staatsmännern und Fürsten, in naher Beziehung. Göttingen selbst war als Hort der Wissenschaft hoch berühmt; Less, der Theolog, und Heyne, der Philolog, standen, wie es scheint, der Familie Michaelis am nächsten. Die Göttinger Professorentöchter erhielten damals eine sehr gründliche und umfassende Bildung, die durch anregenden Verkehr in Haus und Stadt noch gesteigert wurde. Karoline galt als die klügste unter den jungen Damen ihres Alters, und es ist wirklich erstaunlich, wie sicher sich die Fünfzehnjährige mit ihrer Freundin Julie von Studnitz in Gotha in französischen Briefen unterhält, wie gründlich und energisch sie sich dem Studium des Englischen und des Italienischen zuwendet, und wie klar, wie lebhaft sie sich über alle die berühmten Persönlichkeiten ausspricht, die in rascher Reihenfolge auf kürzere oder längere Zeit nach Göttingen kamen. Sie verkehrt mit Reichard, Boie, Nicolai, Schlözer, der junge Weltumsegler Georg Forster schenkt ihr Tuch zu einem Kleide aus Otahaiti, und mit wunderbarem Instinkte findet sie aus der Menge der Studirenden die künftigen literarischen Größen heraus. Kaum vermochte Theresie Heyne, die kluge Tochter des großen Philologen, neben ihr aufzukommen, es gab Reibungen und Eifersüchteleien zwischen ihnen, die noch im spätern Leben nachwirkten.

Die Bildungskeime, mit denen Göttingen damals gleichsam übersät war, fanden in der englischen Kultur des Landes einen eigentümlich zubereiteten Boden. Der politische Zusammenhang Hannovers mit England hatte etwas Anregendes, man möchte sagen Aufstachelndes, er bewahrte wenigstens vor Gleichgiltigkeit und Trägheit, wenn er auch anderseits leicht zu Gespreiztheit

und dünnelhafter Vornehmthuerei führte. Merkwürdigerweise verband sich mit dieser Geistesaristokratie keineswegs eine sittlich vornehme Haltung. Selbst in den Universitätskreisen herrschte eine auffallende Nachlässigkeit der Aufführung. Die Professorentöchter verkehrten in so ungezwungener Weise mit den Studenten, daß ihr guter Ruf öfter in Gefahr kam, und die jungen Herren gefielen sich in lockern Sitten. Es scheint sogar, als ob die Gelehrtesten unter den Gelehrten sich am wenigsten mit der Überwachung ihrer Familie befaßt hätten. Die Häuser Michaelis und Heyne waren glänzende Mittelpunkte des geselligen Verkehrs, aber viel zu geräuschvoll für stille Ehrbarkeit. Ein Bruder Carolinens war in die Skandalgeschichte der dritten Ehe des Dichters Bürger tief verwickelt, und der alte betrogene Ehemann spricht nicht in den glimpflichsten Ausdrücken von der Familie Michaelis. Auch ihre beiden Schwestern waren sinnliche, leichtfertige Naturen. Heynes zweite Frau galt für eine Kokette, die sich von Zeit zu Zeit lächerlich machte, und über die Tochter Mariane schreibt Forster an seinen Freund Sömmering am 16. Januar 1785: „Das weiß ich und sage es dir im engsten Vertrauen: die Hofrätin [Heyne] schrieb an Therese: sie [Mariane] sei nicht gesund, aber Gott sei Dank nicht schwanger.“ Was in dieser leichtlebigen Zeit bei gewöhnlichen Naturen als grobe Sinnlichkeit zu Tage trat, nahm bei geistig beweglicheren die Form des freien Tones, der genialen Emanzipation an. „Meine Lage — sagt Therese Heyne von sich — war von der Lage andrer Mädchen so verschieden wie meine Erziehung, und mein Schicksal, Unschuld und Stolz verhinderten mich, je einen Schritt heimlich zu thun; was ich für unsträflich hielt, that ich öffentlich, ließ mir die Cour machen, lachte, lärmte, und heimlich lästerte man mich für meine öffentliche Unbefangenheit. Mein Verdienst als ein interessantes Mädchen und der Eigensinn, das Schicksal brachten mich in Lagen, die man gewöhnlich nur in Romanen findet, wo ich nur mit geradem Menscheninn, ohne Intrigue handelte und also wieder unbegreiflich ward. Um wirkliches Übel zu vermeiden, opferte ich das qu'en dira-t-on? auf und ward falsch beurteilt. Ich habe in Gegenwart meines Mannes über keinen Augenblick meiner Jugend zu erröten und kann stolz sein auf die Augenblicke, wo Frau Gebatterinnen gerade ein Kreuz machten.“ Ganz genau so dachte und handelte Karoline Michaelis als Mädchen, aber was Therese an sich lobt, tadelt sie an der Freundin. In einem Briefe aus dem Jahre 1784 nennt sie Karoline Michaelis ein sehr kluges Mädchen, das klügste, das sie in Göttingen kenne. Dann fährt sie fort: „Sie hat aber zu viel Eitelkeit, um ohne Falsch zu sein, und zu wenig Welt und Erfahrung, um Toleranz zu besitzen. Vor wenigen Jahren geriet sie durch Unerfahrenheit und die Gesellschaft eines unnützen Mädchens in sehr zweideutigen Ruf und beging aus Eitelkeit und Neid (die natürliche Folge der Eitelkeit, wenn nicht Stolz und inneres Gefühl seines Wertes sie überwinden) einige wirklich boshafte und unvorsichtige Streiche; dieses giebt ihr jetzt den Anschein von Brü-

derie, da sie wirklich wider ihr Temperament sanft und zurückhaltend ist.“ Man kann mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß Karoline ganz ähnlich über Therese geurteilt haben wird. Die emanzipirten Geister in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts brüsteten sich außerordentlich mit der Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit gegen sich und andre, aber man kann ihnen oft mit ihren eignen Worten nachweisen, daß auch sie nicht immer ohne Falsch waren. Dies gilt von Männern und Frauen.

Wie weit sich aber auch Karoline in das leichtfertige Treiben ihrer Zeit hineinziehen ließ, der klare Blick ihres Geistes wurde dadurch nicht getrübt. Man darf diesen Gegensatz nicht übersehen, denn er läßt sich verallgemeinert in vielen Verhältnissen jener glänzenden Literaturepoche nachweisen. So schreibt sie, freilich zehn Jahre später, nach mancherlei trüben Erfahrungen (1790) an ihren jüngeren Bruder Philipp einen Brief voll ernster und gütiger Ermahnungen, der ein Meisterstück pädagogischer Weisheit ist. Aus welcher geistigen Tiefe ist z. B. folgende Stelle geschöpft: „Es giebt doch wahrlich nichts unseligeres als das Abgerissene in der Gedankenreihe, im Wissen, im ganzen Sein, und wer nur kritisiert, dünkt sich früh schon weit und kann es in dieser Kunst auch sein, aber wozu hilft es ihm, was gewinnt er für sich damit? Es ist ein negatives Verdienst, wodurch er nur zu leicht über das positive wegschlüpft. Nein, der Jüngling sollte nicht eher richten, ehe er nicht geschaffen hat und weiß, was schaffen heißt. Der Kopf nimmt diese Wendung sich zum Nachteil von allen Seiten, auch von der gesellschaftlichen, wo er zum Referenten der Fehler oder Vorzüge andrer wird, ohne etwas aus eigener Macht hinzuzufügen; die Unterhaltung wird reizlos, ohne Folge, und man verzeiht dem mit vollem Rechte seine Mängel nicht, der sich superieur stellt, man ist immer geneigt, zu fragen: Mein Freund, öffne deine Schätze, laß sehen, wie du uns bezaubern und belehren kannst. Nur ein sehr hoher Grad von Verdienst oder sehr liebenswürdige Talente machen den wegwerfenden Eigendünkel vergessen.“*)

Am 15. Juni 1784, noch nicht 21 Jahre alt, verheiratete sich Karoline mit dem Kreisphysikus Dr. Böhmer in Klausthal, dem Sohne des Professors Böhmer in Göttingen. Es war ihr Landsmann und Jugendfreund, mit dem sie die Reise durchs Leben antrat, und sie war ihm herzlich gut. Mit dem reinsten Entzücken schwebte sie in die Ehe hinein; die überschwängliche Teilnahme der Universitätsgenossen ihres Vaters und Schwiegervaters, der Schlözer, Feder, Nieper, Meiners, Beß, trug nicht wenig dazu bei. In Klausthal empfing sie die tiefste Einsamkeit. Ihr Mann war viel beschäftigt, die Gesellschaft ungenießbar, unmittelbare geistige Anregung so gut wie nicht vorhanden. Ein liebliches Töchterchen, Auguste, und dann noch eins, Therese, boten sich zum Ersatz an, und

*) G. Waiz, Karoline. Briefe an ihre Geschwister u. Erster Band, S. 83. Im Folgenden ist diese vollständigste Sammlung der Briefe Karolinen's und der ihr Nahestehenden wiederholt benutzt worden.

Frau Karoline hatte den besten Willen, zufrieden zu sein. Auch konnte sie hoffen, es zu bleiben, denn sie liebte, ehrte und fürchtete ihren Mann. Aber lesen mußte sie, viel lesen, um nur bestehen zu können.

Es ist für ein Mädchen immer schwer, wenn sie in entferntere und einsamere Verhältnisse verpflanzt wird, doppelt schwer für eine, deren Sinn für umfassende literarische Bestrebungen geöffnet ist. Karoline war zu klug, als daß sie ihre Lage nicht hätte von der besten Seite nehmen sollen, aber in ihren Briefen an die Schwester Lotte macht sich ein Galgenhumor Luft, der die leere Stelle in ihrem Innern bloßlegt. „Ich für meinen Teil — schreibt sie bald nach ihrer Ankunft in der neuen Heimat — werfe mich alle Tage mehr in Klauenthal herein, ohne mich in die hiesige Form zu gießen. Mißgönne doch einem ehrlichen Menschen die Lust nicht, sich an zwanzig bis fünfzig albernen Menschen gesichtern zu amüsiren, und laß lieber in der katholischen Kirche in der kurzen Straße eine Messe dafür lesen, daß ich das Ding von der Seite zu nehmen anfang.“ Und einige Monate später: „Meisterin brotloser Künste, unholdiger Geist, ich beschwöre dich, schicke mir keine Uhrbänder, sondern diesmal etwas zu lesen in gothischen Buchstaben. Ich bitte dich um Brot, und du giebst mir einen Stein. Wie kann ich lachen? Der Spiritus verfliegt, keine Macht

Kann ihn fesseln und gefangen nehmen,
Leicht wie Aether schlüpft er fort.

Du mußt mir andre Kost austischen. Versteh, du sollst mir was aus dem Buchladen schicken, und künftige Woche kommt der ganze Bast mit eins zurück. Ich danke dir dennoch für deinen gestrigen Wisch und empfehle mich und mein ungeborenes Kind dir in höchster Eile.“ Schon nach zwei Jahren weiß sie kaum noch, wie sie sich in Klauenthal aufrecht erhalten soll: „Mich dünkt, ich sehe hier den Winter mit leichterem Herzen kommen als den Frühling. Der Winter darf nun einmal rauh sein und die Natur im Winter arm und kalt. Auch seh ich die Hälfte des Tages über nichts von ihr und bin die andre Hälfte ungestört ich, in meiner Stube. Der Frühling macht mir Heimweh; es ist immer die Jahreszeit süßer Schwermut, but, as there is no occasion for a sweet one, so wird dann eine bittere draus.“ Durch allerhand Erwägungen suchte sie sich zu beruhigen: „Ich bin nicht unglücklich, wenigstens nicht durch meine Lage, ja, was sage ich wenigstens? bin ichs denn überall [überhaupt]? Ziel mir auch in den ersten Zeiten wohl der Gedanke ein: Warum mußt du hier deine Jugend verleben, warum du hier vor so vielen andern und vor manchen doch fähig, eine große Rolle zu spielen, zu höheren Hoffnungen berechtigt? Das war Eitelkeit. Ich bin nicht mehr Mädchen, die Liebe giebt mir nichts zu thun, als in leichten häuslichen Pflichten, ich erwarte nichts mehr von einer rosenfarbigen Zukunft, mein Loos ist geworfen.“ Während ist ihr fortwährendes Bitten und Flehen um Bücher: „Schicke mir doch ja Archenholz das nächste mal. Ich

sterbe, wenn ich ihn nicht kriege. Ist er denn in keinem Buchladen? keiner Leihbibliothek? Richtenberg hat ihn rezensirt, der muß ihn haben, Heyne gewiß auch. Es muß sehr amüſant sein.“ Dazwischen schauen burſchikofe Ausbrüche des Humors wie ein Mephistophelesgeſicht hervor: „Heida, morgen wirds auch verflucht luſtig hergehen, wir gehen zur Hochzeit bei Schröders. Um zwölf fahren wir hin, von zwei bis ſieben Uhr ſitzen wir am Tiſch, ich werde plagen!“ Aber ſie ſpottet nur, um bald in gänzliche Mutloſigkeit hinabzuſinken: „Ich dächte, ich müßte hier trotz allem vergnügt ſein können, wenn mir nur etwas die Hand dazu böte.“

Schon im Februar 1788, nicht volle vier Jahre nach der Hochzeit, ſtarb der gute Böhmer. Die junge Witwe wandte ſich mit ihren beiden Töchtern nach Göttingen, dann nach Marburg, wo ihr älterer Bruder Fritz Profeſſor der Medizin war. Mit welchen Empfindungen ſie an Klauſthal zurückdachte, geht aus einem Briefe hervor, den ſie von Marburg aus an einen Freund ſchreibt: „Daß Sie meine Lage vollkommen richtig beurteilten, wußte ich ſehr wohl, aber ich konnte auch darüber nicht offen ſein, weil ich den letzten Wahn zu retten hatte, der mir mein Schickſal erträglich machte, den letzten Wahn der Liebe: Zärtlichkeit. Zu delikat, zu gut, zu ſanft, dieſe wegzuverſen — vielleicht auch zu ſehr eingeengt — behielt ich ſie bei, und ſie lebt ſelbſt noch in der Erinnerung, ob ich gleich mit Schauer und Beben an jene Zeit zurückdenke und von ihr wie der Gefangene von dem Kerker mit einer ſchrecklichen Genugthuung rede.“

Der Freund, dem ſie dieſes Bekenntnis macht, iſt Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer aus Harburg, damals Bibliothekar in Göttingen, einer jener Herzensphilosophen und Allerweltsvertrauten, die in der ſentimentalen Geſellſchaft der Geniezeit eine große Rolle ſpielten. Er war der Buſenfreund aller geiſtreichen Damen und rühmte ſich im Alter noch ſcherzend ſeiner zehntauſend Geliebten. Er hatte in Göttingen ſtudirt und war durch Heynes Vermittlung im Jahre 1785 dahin zurückgekehrt. Auf die jungen Damen ſcheint er eine beſondere Anziehungskraft ausgeübt zu haben. Karolinens Schweſter Lotte ſchwärmte für ihn, und in ſeines Gönners Heyne Familie war er ſo daheim, daß Forſter, als er im Auguſt 1785 nach Göttingen kam, um ſeine Braut, Thereſe Heyne, nach Wilna abzuholen, vor, während und nach der Hochzeit Meyer als den dritten im Bunde, als ſeinen lieben Aſſad annehmen mußte. Dieſer unvermeidliche Meyer war der erſte Seelenfreund, den ſich Karoline in ihrer Witwenſchaft erkor. Er verließ zwar ſchon um die Mitte des Jahres 1788 Göttingen und ging auf Reiſen, aber ein lebhafter Briefwechſel erſetzte den Umgang. Die Beziehungen reichten wahrſcheinlich bis in Meyers Studienzeit zurück und hatten auch während Karolinens Ehe nicht ganz aufgehört. „Ich begriff Sie nie ganz und konnte auch nicht, denn wie wenig kannte ich Sie durch mich ſelbſt. Wie ich Sie kannte, intereſſirten Sie mich aus meinem Geſchmack — den viele Leute

falsch nennen — und einer seltsamen Übereinstimmung mit dem, was den leifesten, den halb unverstandenen Bildern meiner Phantasie schmeichelt. Ich hätte Empfindungen erregen mögen, wie Sie sie schilderten, und doch nicht die Ihrigen — denn mein Herz hatte sich aller Wirklichkeit entwöhnt —, ich wußte nicht mehr damit umzugehen. Das gab mir einen Ernst gegen Sie, den Sie nur erwidern wollten, und so, daß ich ihn nicht für natürlich hielt, zurückgaben. Vertrauen hatte ich für Sie nur durch andre.“ Er war ihr philosophischer Berater, mit dem sie umso unbefangener verkehrte, als sie den Wankelmuth seiner Neigungen recht wohl kannte. Doch ist die Art, wie sie ihn festzuhalten sucht, nicht frei von einer gewissen Koketterie. Bei ihrer Übersiedlung nach Marburg schreibt sie ihm: „Ich habe mir ein Ziel meines Bleibens gesetzt, dann weiter, wohin mein Genie reicht, denn ich fürchte, das Geschick und ich haben keinen Einfluß mehr auf einander. Seine gütigen Anerbietungen kann ich nicht brauchen, seine bösen Streiche will ich nicht achten. Wünsche hören auf, bescheiden zu sein, wenn in ihrer Erfüllung unsre höchste und süßeste Glückseligkeit läge, auf Wunder rechnet man nicht, wenn man sich fähig fühlt, Wunder zu thun und ein widerstrebendes Schicksal durch ein glühendes, überfülltes, in Schmerz wie in Freuden schwelgendes Herz zu bezwingen. Meine Kinder sind liebe Geschöpfe. Daß Sie kämen, Meyer — mit sanftem und festem Schritte käme Ihnen eine Freundin entgegen in — Karoline.“

Meyer war aber nicht der einzige Vertraute. Eben so sehr interessirte sie dessen Freund, der junge, schöne Tatter, damals Hofmeister der englischen Prinzen, die in Göttingen studirten. Doch sind die Briefe an ihn nicht erhalten.

Schon hatte sie aber auch die Bekanntschaft August Wilhelm Schlegels gemacht. Schlegel stammte aus Hannover — Karoline war mit seiner Mutter befreundet —, und seit 1786 studirte er in Göttingen. Auf ihn hatte die junge Witwe sogleich einen überwältigenden Eindruck hervorgebracht. Schon die ersten Briefe, die er ihr nach Marburg schrieb, müssen wirkliche Liebeserklärungen gewesen sein, und die näher stehenden vermuteten bereits ein inniges Verhältnis. Karoline lehnte vorsichtig ab, aber sie hielt den interessanten jungen Mann in ihrem Banne fest. „Le mal est fait — schreibt sie 1789 an ihre Schwester —, denn Schlegel hat seit Dienstag einen Brief — ich würde aber das Übel doch begangen haben, wenn ich auch deine Warnung gelesen. Er schrieb mir drei mal, und wie! Da du am Donnerstag noch nichts von diesem ihn betroffenen Glücksfall erfahren hattest, so hoff' ich, er geht ein wenig stiller damit zu Werke. Ich habe sehr über Setten gelacht — Schlegel und ich! ich lache, indem ich schreibe! Nein, das ist sicher — aus uns wird nichts. Daß doch gleich etwas werden muß!“ 1790 nahm Schlegel eine Hauslehrerstelle in Amsterdam an, aber der briefliche Verkehr mit Karoline dauerte fort. Der Bruder, Friedrich Schlegel, bekam die Briefe zu lesen, und es ist interessant, zu beobachten, wie die beiden selbstbewußten Romantiker sich über die geistvolle Frau unterhalten. „Ich bin

bereichert durch die Briefe der Böhmer) — schreibt Friedrich —, etwas unbegreiflich bleibt sie mir — nämlich wie bei der Erhabenheit die leichtbewegliche Phantasie und die Zartheit des Gefühls sein kann. Du darfst dir nicht gereuen lassen (denn wenn du diese heilige Idee entweihest, so würdest du Neue fühlen). Mit ihrer Erhabenheit sympathisire ich, und das Zartere erreiche ich mit dem Verstande. Ich glaube nicht, daß ich ihre Zartheit verletzen würde, auch bei dem freiesten Verhältnisse.“ Zuweilen traten auch Störungen des freundschaftlichen Verhältnisses ein, die darauf schließen lassen, daß Karoline dem ihr schwärmerisch ergebenen jungen Manne bald näher trat, bald ihn von sich zu entfernen suchte. Wahrscheinlich war dies auch für ihn der Grund, die Stelle in Amsterdam anzunehmen. Karoline suchte ihn zur Rückkehr nach Deutschland zu bewegen, aber Schlegel fürchtete ihre Herrschsucht und widerstand ihren Lockungen. Sein Bruder Friedrich urteilt bei dieser Gelegenheit sehr bitter über sie: „Schonung verdiente ein Weib nicht, die dir unbesonnen eine Verschreibung auf dein Glück giebt und bald diese ganz unbefangen zerreißt, aus keinem Grunde, als weil sie fühlt, daß es so in ihr liegt. . . . Euer Bund ist ganz zu Ende, und dein Anerbieten der Freundschaft halte ich nicht für Ernst. Euer Bund ist ganz zu Ende, denn deine Liebe zu ihr war nur Mittel zu einem hohen Zwecke, den das Mittel zu zerstören droht. Dies zeigst du, indem dir der Zweck mehr galt als das Mittel, du hast sie nun gebraucht, und mit Recht wirfst du sie weg, da sie dir schädlich wird. Oder weißt du etwa nicht, daß du in ihr dein eignes Ideal der Größe liebtest? . . . Mein Lieber, ich verkenne sie nicht. Und sie hat Recht, wer nichts als die Buhlerin in ihr sieht, der verdient Verachtung. Sie ist mir noch dieselbe, die sie mir war. Aber ich frage nur nach dem, was sie für dich ist, nicht was sie an sich ist, und da hast du vortrefflich entschieden. Wenn sie dich liebte, und dies ist möglich, so galt ihr ihr Eigendünkel und weibliche Herrschbegierde mehr als du. Einzelne sehr große Züge verkenne ich nicht an ihr; ich wünschte doch, daß sie mit der schonungslosen Aufrichtigkeit, deren sie sich rühmt, auch nur einmal in ihr Inneres blickte. . . . Hinter den Aussprüchen ihres Gefühls, die die Dunkelheit und die Anmaßung der Orakelsprüche haben — es liegt so in mir — ich sage, wie es ist, nicht wie es sein sollte — ich fühle das — es ist muß — ich darf, was ich muß — unter diesen scheinbaren Gestalten möchten vielleicht andre Dinge im Hintergrunde lauern, als sie selbst ahnt. Es ist nicht unmöglich, daß sie ihren Schritt einmal bereut, sie fühlt deinen Verlust tief.“ August Wilhelm wirft dem Bruder Unmenschlichkeit vor, und Friedrich verteidigt sich, indem er darauf hinweist, daß doch seine ganze Auseinandersetzung von Achtung für Karoline zeuge, und daß nur die Einzelheiten die Färbung einer übeln Laune trügen.

Während ihres Aufenthaltes in Göttingen nach dem Tode ihres Mannes lernte Karoline auch Bürger kennen, der nächst Heyne den größten Einfluß auf

Schlegel hatte. Bürger stellte die Reinheit und Mannichfaltigkeit der Form als das nächste und höchste Ziel der Poesie hin, Schlegel faßte den Gedanken mit jugendlicher Begeisterung auf, und so kann man Göttingen als die Geburtsstätte der romantischen Schule bezeichnen. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß Karoline, die selbst mit einer seltenen Anmut des sprachlichen Ausdrucks begabt war, schon damals auf die Bürger-Schlegelschen Ideen lebhaft einging. Sie versuchte sich in Gedichten und kritisirte Gedichte, auch die Äußerungen Friedrich Schlegels, daß der Bruder in ihr das eigne Ideal der Größe geliebt habe, daß seine Liebe zu ihr nur Mittel zu einem hohen Zwecke gewesen sei, und andre deuten darauf hin.

Während Karoline im ungestümen Drange ihres Herzens bei mehr als einem Manne zugleich Freundschaft und Liebe suchte, erfuhr sie manches Trübe. In Marburg starb ihr zweites Töchterchen Therese, im August 1791 verlor sie den Vater durch den Tod. Ihr Verhältnis zu der Familie des älteren Bruders hatte sich unterdes bis zur Geschäftigkeit verdüstert. Wodurch, ist nicht zu ersehen, aber die Folge war, daß sie in Marburg nicht bleiben konnte. Sie hielt sich nach dem Tode des Vaters eine kurze Zeit in Göttingen auf und ging dann nach Mainz, wo Forster, der dort Bibliothekar geworden war, mit Theresen, seiner Gattin, ein gastfreundliches, geistig bewegtes Haus unterhielt. Der Freund und die Freundin boten ihr eine Stütze und einen gesellschaftlichen Anknüpfungspunkt. Fast ein Jahr lang genoß sie ruhig den Umgang mit ihren Freunden. „Die Witwe Böhmer — schreibt Forster an Lichtenberg in Göttingen am 8. April 1792 —, des seligen Michaelis Tochter, ist seit Anfang des März hier und lebt eingezogen und zufrieden; außer unserm Hause kommt sie nicht aus ihrer Wohnung. Es ist ein gescheites Weib, deren Umgang unsern häuslichen Zirkel bereichert.“ Aber es wurde anders. Am 29. Oktober 1792 nahm Custine Mainz ein, und ein Teil der Bürgerschaft, die Universitätsprofessoren voran, setzten die berüchtigte Mainzer Revolution in Szene, welche die Einführung der französischen Verfassung zum Zwecke hatte und schließlich in der Errichtung einer linksrheinischen Republik unter französischer Oberhoheit gipfelte. Es ist bekannt, daß der deutsche Jakobinerklub, der in dem Prachtsale des entflohenen Kurfürsten seine Sitzungen abhielt, in lächerlicher Weise die Gebräuche der französischen Jakobiner nachahmte und schon anfang, die in den gewohnten Anschauungen verharrenden Bürger durch Gewaltmaßregeln zu unterjochen, als Mainz von den Deutschen belagert und (am 22. Juli 1793) zurückerobert wurde. Wie viel Jammer und Elend auch in dieser bösen Zeit über hunderte von Familien gekommen ist, keines Schicksal ist von Mit- und Nachwelt so tief empfunden worden als das Forsters, obgleich man nicht sagen kann, daß er bei der Mainzer Revolution immer die Hauptrolle gespielt habe. Anfangs hielt er sich zurück, aber nachdem er in den Strudel gleichsam hineingedrängt und geschoben worden war, widmete er in reinsten Hingabe der fremden Sache alle

seine Kraft, ließ sich mehrmals zum Präsidenten des Klubs wählen, trat in die französische Regierung ein, nahm an der Gründung der rheinischen Republik thätigen Anteil und beantragte in Paris vor dem Konvente die Einverleibung des Mainzer Landes in die französische Republik. Er kehrte nicht wieder zurück, entging dadurch der Rache der deutschen Sieger, starb aber enttäuscht, verlassen, verarmt in der Stadt, die ihm keine Heimat geworden war, schon am 12. Januar 1794. Dieser Anteil beruht auf dem wahrhaft tragischen Konflikt, zu dem sein Charakter und sein Schicksal ihn hinführten. Er, der ruhige, stetige Naturforscher, der in viel umfassender Geschäftigkeit die ganze Erde zu seinem Studierzimmer machte, mußte ein politischer Parteiführer, der echt deutsche Mann ein Verräter an seinem Vaterlande werden. Wie konnte er, dessen Absichten die reinsten, dessen Bestrebungen die idealsten waren, sich mit unlöslichen Fesseln an einen Jakobinerklub binden lassen? Weil die Schwäche und Weichheit seines Herzens sich mit den höchsten Ideen von Freiheit und Menschenwürde, deren sein Geist fähig war, verknüpfte und ihn zu Handlungen hinriß, die ihn von seinem Vaterlande und seinen mitstrebenden Freunden trennten. In Paris, im wilden Wirbel der Revolution, erkannte er seinen Irrtum, er sah die heilige Sache der Freiheit, der er ein reiches Leben, sein Vaterland, seine Freunde geopfert hatte, von unreinen Händen beschmutzt, aber er mußte ausharren, für ihn gab es keine Rückkehr. An Genossen geschmiedet, die ihm fremd blieben, die er verabscheute, verkümmerte er, und der baldige Tod war für ihn eine Erlösung. In dieser Abweichung von dem geraden Wege seiner natürlichen Entwicklung lag schon eine schwere Sühne, aber das Schicksal traf den unvorsichtigen Mann noch mit einem zweiten harten Schlage, und zwar in das innerste Herz. Während er selbst einer politischen Truggestalt nachjagte, verdrängte ihn sein Hausfreund, der Dichter und sächsische Gesandtschaftssekretär Huber, aus dem Herzen seiner Frau. Huber war von der geistvollen Theresie, die selbst den Beruf der Schriftstellerin in sich fühlte, ganz eingenommen; um ihretwillen verließ er seine Verlobte Dora Stoeck, Friedrich Körners Schwägerin, und alle Zeit, die sein Amt nicht unbedingt in Anspruch nahm, widmete er der Sorge für ihre geistigen und wirtschaftlichen Bedürfnisse. Theresie hatte noch weniger Liebe in die Ehe mitgebracht als Karoline, sie hatte nur den berühmten Weltumsegler geheiratet, nicht den Mann, der ihr Herz für alle Zeiten erfüllen sollte, und ihr Freund Meyer wußte recht gut, daß sie nicht glücklich war, obgleich sie sich einredete, es zu sein. Forster war außerdem kein guter Wirt. So anspruchlos und mäßig er für seine Person war, so liebte er doch in allen äußeren und inneren Verhältnissen des Lebens den großen Zuschnitt; Bedienung, Reisen, Bücher kosteten viel Geld. Die Klage über unzureichendes Einkommen ist infolge dessen eine oft wiederkehrende Stelle in seinen Briefen. Der schlechte Gelehrte verbreitete fortwährend Unruhe um sich. So hatte er von Wilna aus mit Katharina von Rußland über die Mittel zu einer zweiten

Reise um die Welt verhandelt und war schon so weit gekommen, daß er seine Professur aufgab und in Göttingen die Vorbereitungen zur Reise traf. Allein der russische Hof hatte den Plan fallen lassen, und Forster hatte es als ein Glück betrachten müssen, daß sich in Mainz die Bibliothekarstelle anbot. Aber auch hier stand er fortwährend auf dem Sprunge. Kein Wunder, daß seine Frau oft in die Lage kam, ihre Sorgen vor einem vertrauten Hausfreunde auszuschütten. Als Mainz von den Preußen belagert wurde, im Herbst 1792, schickte Forster die Frau und die Kinder nach Straßburg und übergab sie der Obhut der dortigen Jakobiner. Hier trennte sich Theresese innerlich und äußerlich von ihrem Manne. Sie entfloh den Jakobinern, deren Treiben ihr im höchsten Grade mißfiel, und wandte sich nach der Schweiz. Huber, der sein Amt aufgegeben hatte, fand sich zu ihr, und dem armen Forster blieb nichts übrig, als unter Lebensgefahr aus seinem Gefängnisse Frankreich noch einmal über die Grenze zu schleichen, um seine Kinder an seine Brust zu drücken und dann gebrochenen Herzens zurückzueilten nach Paris, um zu sterben. Forster liebte Weib und Kind über alles. Zwar glaubte er im Geiste jener wunderlichen Zeit, seiner Frau keinen Zwang ihrer Neigung auferlegen zu dürfen, zwar betrachtete und behandelte er demzufolge Huber als einen Freund, dem er um Theresens willen Dank schuldig sei, aber immer und immer wieder kommt in seinen Briefen nach der Schweiz der Unmut zum Durchbruch, und man fühlt es heraus, wie tief sein moralisches Gefühl verletzt ist, wie elend ihn der Verlust der Seinigen macht; auf dem Totenbette war die Erinnerung an seine Kinder sein letzter Gedanke. Was half es ihm! Theresese und Huber hatten kaum ein Gefühl des Mitleids für den unglücklichen Mann, an eine Rückkehr in das frühere Verhältnis mochten sie nicht denken, sie mußten es dem Schicksal danken, daß es den unheilvollen Knoten durch den Tod des Verlassenen löste. Theresese hat als Hubers Gattin, als arme Schriftstellersfrau mit Riesenkraft um den Bestand ihres neuen Familienlebens gerungen, hat sich mit spartanischem Heldennut durchgekämpft und sich so als die Tochter Heynes bewährt, aber daß sie Forster in seiner Not verlassen hat, bleibt ein dunkler Flecken auf ihrem Bilde.

(Fortsetzung folgt.)

